

„Was tragen Sie da?“
„Wir tragen einen Balken.“
„Wohin tragen Sie den Balken?“
„Wir tragen den Balken spazierend!“
„Wo spazieren — auf die Wache!“

Um die Geschichte kürzer zu machen, als der Balken damals lang war: Dem Leutnant ist in dieser Nacht so an die fünfmal jener Balken in sein edles Nachtschloß getragen worden. Beim sechsten Male schlug's ein Viertel vor Mitternacht. Der Leutnant nickte den alten Bekannten zu: „Profit, meine Herren, da wir uns nun doch schon sechsmal kennen lernten, und dazu die Bitte: Tragen Sie den Balken mit dem alten Jahre zu Grabe und mir aus den Augen. Damit ich Ihnen nicht aus Ihren Augen einen Splittler (er wies aufs Protokollbuch) ziehen müßte.“

Das wäre die eine Neujahrsgegeschichte, die ich nur vom Hörensagen kenne. Die zweite kenne ich von meinem Vater. Zu dem kamen sie, weil er Geschäftsmann war, geschwaderweise, um zu gratulieren. Ich, als kleiner Bub, sah still im Hintergrund und stellte Stunde um Stunde statistisch fest, war schon alles unsere Tür aufgerissen hatte, um mit ausgebreiteter Hand zu brüllen: „An a glückseligen Neujahr taaten wir Ihnen halt wünschen, Herr Müller.“ Die Knechte waren alle dagewesen, die Briefträger hatten ihr „Glückseligen Neujahr“ abgelesen, der Haarschneider desgleichen, dann der Milchmann, dann des Milchmanns Frau, dann die Kinder des Milchmanns, dann die Schwägerin des Milchmanns, dann die Paternenzgänder, dann — wer zählt die Völker, nennt die Namen . . .

Ganz am Ende — die Statistik war schon abgeschlossen — stapfte es nochmal vier oder sechsstufige herein: „Und a glückseligen Neujahr taaten mir Ihnen halt aa wünschen, Herr Müller.“

„Wer sind Sie denn, meine Herren?“
„Mir? Wer mir san? Da mei, wer soll'n mir denn sei.“ D' Paternenzgänder san mir halt.“

Darauf der Vater mit einem Blick in meine Statistik: „Die Paternenzgänder? Hm, mir scheint, die haben heut schon gratuliert.“

So, jetzt waren sie gefangen. Jetzt würden sie verlegen ihre Hüte drehen —

„Da werd'n S' Ihna aber irren, Herr Müller — wissen S', mir san die Paternenzgänder, die wo die Laterna auslösch tun.“

Paternenzgänder gibt es heute nicht mehr, keine anzündenden und keine auslöschenden. Alles das macht eine leuchtlose Uhr im Innern der Laterna. Studenten, die in der Silvesternacht Balken spaziertragen, gibt es auch nicht mehr. Der Weltkrieg hat sie ausgelöscht. Und so werden eines Tages auch diese beiden Neujahrsgegeschichten ausgelöscht sein, man wird sie nicht mehr verstehen. Und was die dritte anbetrifft —

Wir feierten Silvester im großen Familienkreise. Alles, was im Radius von zehn Breitengraden mit dazugehörte, saß am Tisch. Da hatte einer die Idee, es müsse jeder eine Rede halten. Je — der, nun, einige brannten sowieso darauf. Da war ein Bürgermeister, welcher prachtwoll übers neue Jahr sprach. Freilich weiß ich nicht mehr, was. Da war ein Professor, der so geistvoll sprach, daß ich es — auch vergessen habe. Da war ein Vetter mit den eisernten Verlen eines großen Dichters, — wenn man mich erschläge, ich wüßte nicht mehr, welches. Da waren noch ein Duzend Reden, die hinunterstrudelten, ohne eine Spur zu hinterlassen. Da war gar noch meine eigene, von der ich nichts mehr weiß, ob sie gut war oder schlecht oder — Gott behüt mich — keins von beiden. Ich weiß nur dunkel, daß in allen Reden ein Gedanke wiederkehrte, Gott habe in den Fluß der Jahre seine Tage eingefügt, an denen wir in Rück- und Vorschau und so weiter . . . Es kann aber auch was anderes gewesen sein.

Und da ist nur eine einzige, fest im Gedächtnis gebliebene Rede, zu der man den alten Onkel August gezwungen hatte, den stillsten aller Onkel, den man damals schon als kindisch ansah. Der stand auf und sagte: „Neujahr? Neujahr ist alle Tage!“ und setzte sich und sagte nichts mehr den ganzen Abend.

Man sah sich an. Man zwinkerte sich zu. Man raunte, ein Glück sei's, daß die Blamage solchen Unsinns innerhalb der Familienmauern begraben werden könne.

„Herrgott, was haben wir seitdem nicht alles innerhalb und außerhalb der Familienmauern begraben!“ sagte mir neulich ein Verwandter, der's zu hohen Beamten und — was mehr ist — zu den höchsten Laten brachte.

„Und wodurch eigentlich?“ wogte ich ich ihn einst in stiller Stunde ausfragten, „ich meine, was im letzten Grunde hat dir all die Zeit den Antrieb für dein Werk gegeben?“

„Eine Rede.“

„Also eine deiner berühmten —“
„Eigene Reden sind ein Ausfluß, kein Antrieb. Mein Antrieb war eine sogenannte Neujahrsrede unseres alten Onkels August — du wirst sie freilich längst vergessen haben.“

„Neujahr? Neujahr ist alle Tage,“ sagte ich mechanisch, „leht versteh ich's — endlich!“

Er sah auf mein ergrautes Haar: „Spät. Aber nicht zu spät — wohlen, mein Sohn: Heute ist der dreiundzwanzigste März. Heute ist Neujahr. Und wenn du morgen aufstehst, morgen, den vierundzwanzigsten März, vergiß nicht, daß Neujahr ist. Neujahr ist jeden Tag bis an mein Lebensende.“

Neujahrsspruch.

Was ist ein Jahr? Ein wilder Schrei,
Ein süßer Klang, zu schnell vorbei.

Dem Einen wird's zum Glück,
Dem Andern bricht's in Stücke.

Ich wünsche Dir ein Jahr, das sei
Von schöner, sanfter Melodei!

Hans Bethge.

Aus der Silvesternacht 1813.

Erzählt von F. Wild.

Graue Nebel breiten sich wie schwere Decken über den Strom und vertiefen noch die Schwärze seiner Dunkelheit. Wenn sich die Wolken, vom Winde gejagt, sekundenlang huschend vertiefen, dann leuchten oben am hohen Himmelsdome goldene Sterne zuckend auf, um gleich darauf wieder im Grau einer unscheinbaren Hülle zu verschwimmen. Unwirklich tauchen aus dem Dämmergrau die Silhouetten der Berge, die das Ufer des mächtigen Stromes wie ernste Riesen bewachen, in brandendem Rauschen klingt durch die Stille die Melodie des Rheins, in ungebrochener und nimmermüder Reichhaltigkeit.

Das kleine Städtchen Caub liegt im Frieden des letzten Abends eines absehenden Jahres, es ist das Jahr 1813, dessen Kreislauf so bald schon beendet ist. Im Hause des Apothekers Kindisen, dessen Haus mit dem seinen Nachbarn, den reich geschnittenen Balken, den prächtigen alten Sprüchen unmittelbar am Rheinufer liegt, und ganz vornehm hinabschaut, sieht im oberen Stockwerk im Erker das einzige Töchterlein des verwitweten Mannes, Armtrud, und schaut träumend hinaus in das Unbestimmte. Leise klopf es an der Tür, sie schreckt zusammen, als auf ihr „Herein“ die hohe Gestalt ihres Quartiergastes, des blonden Leutnants Friedrich Beckhmann ins Zimmer tritt; auch sein Ausdruck ist erschrocken, aber in Freude, da er sich allein mit der frischen Demoiselle sieht. Minutenlang bleibt er an der Tür stehen, aber in seinen Augen glänzt es auf, in stummer Frage kreuzen sie zu seiner Nachbarin, und merkwürdig, ihre Sprache ist so eindringlich, daß langsam ein feines Rot die Wangen Armtruds höher färbt. Er will sprechen, es ist so vieles, daß er ihr zu sagen hat, aber der mächtige Riese, der keine Furcht kennt, und dem so wohl ist im dichtesten Schlachtgetümmel, er fühlt das Schlagen seines Herzens bis hinauf zum Halse, so daß es ihm die Worte erstickt.

Pflichtig aber steht er neben ihr, und wie es dann gekommen, sie wissen es beide nicht, aber sein Arm hat sich um ihre zarte Gestalt geschlungen und ihre frischen, roten Lippen wissen nichts von Widerstand gegen seine bärtigen. Das Glück liegt über ihnen wie Weihe; Vergangenheit, Zukunft vergehen im Traum einer Gegenwart!

Sie sind so verunken, daß sie das Eintreten des Apothekers überhören, der mit einem Laut sittlicher Entrüstung das Idyll rauh zerstört. Da aber zieht der Leutnant Armtrud an sich und Arm in Arm treten sie vor den alten Herrn, und erbitten seinen Segen. Die Lieberachtung! Was aber will ein guter Vater tun, wenn er das Bitten und Flehen in den Augen seines einzigen Kindes sieht, und das stürmende Drängen eines Vaterlandsverteidigers; da muß er nachgeben.

Berührt geht er selber in den Keller, wo, geschützt gegen alle feindliche List, in einem Geheimkabinett noch ein paar Flaschen vom ältesten rheinischen Adel verstaubt liegen; sie sollen mit ihrem Gold die Stunde festlich machen. Bräutigam, geschäftige alte Kömer holt die Wirtschaftlerin heran, dann tritt der gestrenge Vater, sich vorichtig räufpernd, wieder in das Zimmer, wo die Beiden wie selbstvergessen am Fenster stehen und hinausblitzen auf den Rhein, wenigstens bei seinem Eintritt.

Ein kurzes, energisches Bocken an der Tür, der Bursche steht in der Öffnung und meldet in dienstlicher Haltung: „Befehl für Herrn Leutnant. Aufbruch zum anderen Rheinufer, Sammelplatz auf dem Markt. Antreten sofort.“ Pfliffig blitzelnd schaut er auf die hübsche Maid am Arm des Herrn Leutnant, dann macht er stramm kehrt und seine tapfernden Schritte verhallen auf dem Fluß.

Abschied! Einmal klingen die Kömer mit hellem Ton zusammen, golden leuchtet der edle Wein, wie Glück verheißend, sie trinken auf das Vaterland, die Freiheit, auf die Liebe und das Glück, und dann kommt der Abschied. —

Im Städtchen Caub ist ein gar geheimnisvolles Leben heute abend, es klingt wie abgedämpfter Marschtritt ganzer Regimenter, und vom Rhein her leises Hämmern, ein rauschendes Hin- und Hergleiten von Rähnen, dann das Anreißen von Ponton an Ponton zu einer Brücke, die zunächst bis zur kleinen Insel, mitten im Rhein reicht, wo die alte Pfalz so wunderbar verkommen träumt, um sich dann darüber hinaus weiter zu strecken bis zur Ferne des anderen Ufers, wo der Feind noch steht. Ha, wie die Strömung braust, als wolle sie die Geräusche all mit ihrem Tosen überlöhnen. Jetzt Kommandos auf der Straße, in langer Reihe ziehen sie heran, Soldaten, in festgeschlossener Masse und nun heißt es: Halt! Aus dem Ganzen lösen sich einzelne Gestalten, die Offiziere, die noch einmal Kriegsrat halten, just unter dem Fenster Armtruds, und eine Hand winkt einmal noch, wie abschiednehmend zu ihr hinauf; dann reißt er sich der Masse wieder an, verschwindet im Grau.

Pferdegetrappel! Reiter nahen, an ihrer Spitze ein wenig vor den anderen ein Einzelner. Da geht es unten durch die Masse wie Bewegung, ein flüsternd Juchzen, grad als der Schein einer vorbeiziehenden Fackel den Reiter streift, sieht Armtrud, daß es ein Greis auf einem Schimmel ist; sie sieht den alten staubbegrauten Mantel, sieht weißes Haar, den weißen Bart, die jugendliche Haltung und die Uniform der Husaren; das ist ja Blücher, unser Feldmarschall! Und in der Kälte steht der Alte unbewegt am Ufer und wechselt leise Grüße mit den Soldaten: „Vorwärts, Kinder“, wie drängend ruft er es, „geht's nach Weichland.“ Er zieht den Degen und weist nach Westen: „Kinder, die sollen sich im neuen Jahre wundern! Na, Vorwärts, vorwärts!“

Die ersten Rähne sind schon vollbesetzt, es ist das „Erste Ostpreussische Infanterieregiment“, das als Schrittmacher der Kommenden zum anderen Ufer überseht, um dort das Land vom Feind zu säubern, eh' erst die ganze Masse deutscher Regimenter über die Brücke kommt.

Schon Armtrud schaut und schaut über den Rhein; leise tröstend hat der Vater den Arm um ihre Schulter gelegt. Da, horch, sind das nicht Kanonenschüsse, und wieder, wieder, ach, wie das arme Herz nun klopf, denn er ist drüben, Friedrich. Eben sieht sie, wie ein zuckend Licht den Nebel

zerteilt und fauchend zischt ein Bliz aus Eisenmund. In stiller Not faltet sie still die Hände und sieht den Himmel an um ein Erbarmen für den Geliebten.

Dort drüben hat Friedrich und seine Kompanie in Deckung an den Feind heran, ihn überrascht, so daß er, sich umginkelt glaubend, entflieht; kaum hat er Gegenwehr geübt und Verluste sind nicht zu bezagen.

Nun sind die Preußen Herren des rheinischen Bodens hier! Ist das ein gutes Omen für das neue Jahr? Sein kleines Häuflein . . . Er wandert er furchtsig, wachsam auf und ab. Merkwürdig wie der Nebel sich verzogen hat. Vom anderen Ufer grüßt mit hellen Fenstern Caub herüber, und eins der Fenster ist's, da er — ist es nicht eben erst — mit seinem Glück gestanden hat. Er träumt in dieser Nacht von seiner Liebe.

Tief tönen nun zwölf Glockenschläge durch die Nacht, sie läuten das neue Jahr ein: 1814, in dessen Schoß schon das Geheimnis der Weltwende liegt. Und laufend Wünsche kreuzen hin- und her, wo immer Liebe hoffend sucht.

Der zwölfte Schlag, — verhallend klingt er über dem Rhein.

Das neue Jahr beginnt . . .
Ein neuer Morgen tagt!



Silvesterbesuch.

Stizze von Fr. W. v. Deßeren.

Es war neun Uhr abends und Doktor Robert Arletter ein noch junger, aber bereits zu Namen gelangter Arzt war eben dabei, die Fracktravatte zu binden, als der Diener seines Freundes Berling bei ihm anrief und ihm mitteilte, sein Herr wäre plötzlich nach Döblingen zu seiner schwer erkrankten einzigen Schwester berufen worden und schon im Auto unterwegs; er hätte den Auftrag hinterlassen, bei allen zur Silvesterfeier eingeladenen Freunden sofort anzurufen und tausendmal um Entschuldigung bitten zu lassen, daß unter diesen Umständen das große Zungefeindlinde bei ihm nicht stattfinden könnte.

Der junge Arzt war nichts weniger als ein schlacher Mensch. Daß die — ihm allerdings unbekannt — Schwester seines Freundes jäh und schwer erkrankt war und dieser selbst die letzten Stunden des Jahres in Sorge und Aufregung verbringen mußte, tat ihm herzlich leid. Trotzdem überwog jedoch eine Zeitlang beinahe ein Neugieriges und selbstfüchtiges Gefühl. Alle die vielen anderen Einschuldungen hatte Arletter dieser einen zu Liebe abgelehnt und stand nun mit der betrüblichen Aussicht auf einen einsamen Beginn des alten und ebenso einsamen Beginn des neuen Jahres da. Er konnte zwar allerdings irgendwelches der zahlreichen, jedem Jahrenden zugänglichen Lokale aufsuchen, in denen die letzte Jahresnacht mit Festessen, Musik und allerlei Betrieben gefeiert wurde. Aber was sollte er unter fremden, gleichgültigen Menschen beginnen? Das sagte ihm keineswegs zu, er war nicht frei von einer gewissen Sentimentalität, was die ihn gerade zur Jahreswende am stärksten packte.

Vergessen ließ er sich mit ungebundener Kravatte neben dem Telephonapparat in einen Stuhl fallen, und Westepte. Nach einer Weile rief er bei dem befreundeten Ehepaar Krogmann an, das ihn ebenfalls eingeladen hatte. Noch der Abgabe war ja die Anfrage, ob er doch noch kommen dürfe, etwas peinlich aber —

Frau Kelly Krogmann kam an den Apparat. Krogmann berührte Arletters Anfrage sie unangenehm, und sie wand sich und wich aus, bis sie ihm schließlich gelang, daß er der Dreizehnte in ihrem Kreise wäre und man doch auf den Aberglauben anderer Gäste Rücksicht nehmen müßte, einen Aberglauben, dem übrigens auch sie verfallen wäre.

Doktor Arletters Bestimmung war nach diesem Gespräch mächtig gewachsen. Dennoch rief er noch einen weiteren Weile bei der ihm sehr befreundeten Frau Emmy Jörn an, die ebenfalls eine Silvesterfeier veranstalten gewollt und ihn eingeladen hatte. Da erfuhr er, daß Frau Jörn den Plan aufgegeben, selbst anderwärts eine Einladung angenommen hätte und gar nicht mehr zu Hause wäre.

Als er jetzt den Hörer aus der Hand legte, blickte Arletter geradezu grimmig drein, riß in einer zornigen Aufwallung die Kravatte vom Hembtragen und warf sie zur Erde. Was nun? Noch ein drittes Mal bei irgendwelchen Bekannten anfragen. — dazu hätte ihn keine Nacht der Welt vermoht. Das Ehepaar, das als Diener und Wirtschaftlerin in seinen Diensten stand, hatte er für diesen Abend beurlaubt und war nun allein dabeim. Sollte er allein in seinen vier Wänden bleiben und vielleicht gleich schlafen gehen? Oder doch noch eines der menschsvollen und feineren öffentlichen Lokale besuchen?

Es schlug zehn Uhr, und der junge Arzt sah noch immer brütend und in finsterner But auf dem gleichen Platz. Da erhob er sich und begann, die Festkleidung abzulegen. Und dabei kam ihm ein Einfall. Er ging an den Schreibtisch, suchte und fand in einer Lade eine Adresskarte und prägte sich die Adresse ein.

Etwa zwanzig Minuten später verließ er in Straßenanzug Wohnung und Haus. Es war bitter kalt. Doktor Arletter schlug den Kragen des Pelzmantels empor, drückte den Hut tiefer in die Stirn und vergrub die Hände in die Taschen, während er dahinschritt. Sein Weg führte ihn aus dem vornehmeren, nur von vermögenden Menschen bewohnten Stadtteil nach einem weit bescheideneren Viertel. Dort wohnte sein ehemaliger Schulkamerad Luttner, an den er sich ganz plötzlich erinnert hatte. Sie waren einmal sehr innig befreundet gewesen — Luttner und er. Dann hatten sich, wie es so oft geht, ihre Lebenswege getrennt, sie hatten nichts mehr voneinander gehört und gesehen — bis vor ungefähr vier Monaten. Da waren sie zufällig einander auf der Straße begegnet, und Arletter hatte erkannt, daß es dem Schulfreund, der von Beruf Ingenieur geworden war, keineswegs glänzend ging. Das hatte ihm aufrichtig leid getan